

(Nachdruck verboten.)

73]

Das tägliche Brot.

Roman von E. Viebig.

„Meinen Sie wirklich, Herr Bartuschewski? O Jhesu! — Wenn ich nu mal zu dem Herrn ginge,“ setzte sie nach einer Pause ängstlichen Sinnes hinzu. „Wenn ich's dem selber täte vorstellen un ihn so recht bitten täte, er soll uns doch wohnen lassen?“

Bartuschewski zog die Schultern hoch und wiegte den Kopf hin und her. „Versuchen Sie't. Aber ik floobe nich. Wat machen Sie denn ooch so'n Mordskrach?! Det kann sich ja ooch keen anständiger Mensch jefallen lassen!“

Mine suchte dreimal den Hausbesitzer in seiner Privatwohnung am Bükowplatz auf. Das dritte Mal bekam sie ihn zu sprechen. Er war freundlich und hörte, mit seiner Uhrkette spielend, das demütig dastehende, verarbeitete Weib ruhig an.

Dann aber schüttelte er den Kopf. „Liebe Frau, Sie scheinen 'ne ganz ordentliche Person zu sein! Aber die Mieter, die was einbringen, beschweren sich. Das sehen Sie doch ein, ich bin genötigt, auf die Rücksicht zu nehmen. Ich kann so'n Kadau nicht dulden!“

„Ach, lassen Sie uns doch wohnen, lieber Herr, wer sind doch noch nie nich Mieter schuldig geblieben! Die Stube is so scheene, wo finden wer gleich wieder so 'ne gutte Stube?“

„Ach, Wohnungen genug!“

„Ne, ne, nich so 'ne gutte! Ach lassen Sie uns doch wohnen!“ Sie sah ihn beweglich an.

„Ne, ne, liebe Frau, 's geht nicht! Die anständigen Mieter ziehen mir ja aus! So'n Kadau!“ Er fing an, ärgerlich zu werden. „Ihr Mann soll nicht gern arbeiten wollen, ein Bruder Lüderlich sein, was?“

„O ne!“ Sie wurde flammend rot, ihre Stimme zitterte. „Das is er nicht. Er war nur betrunken.“

„Nur betrunken?! Na, ich danke, nette Zucht! Betrunken — ist das etwa in der Ordnung? Ein Trunkenbold?! Arme Frau!“

Beleidigt fuhr sie auf. „Wer hat das gesagt?! Mein Mann is gutt, mein Mann is ordentlich, ich bin gar nich 'ne arme Frau!“ Sie zog ihr Tuch um sich und nahm ihr Körbchen, das sie an den Boden gestellt, rasch auf. Dann sah sie den vor ihr Stehenden groß und ehrlich und zugleich vorwurfsvoll an. „Entschuldigen Sie, lieber Herr, aber Sie wer'n wohl ooch schon mal in Ihrem Leben betrunken gewesen sein, Adjo!“

33.

Möbelwagen ziehen noch am dunklen Abend durch die Straßen, und dann wieder am Morgen früh, wenn es auch kaum hell ist. Kältender Sprühregen stäubt nieder, und in den geöffneten Hausfluren lassen breite, schmutzige Stiefel breite, schmutzige Tappen zurück. Schlechtes Wetter ist es zum großen Viehtag.

Vor dem Hause der Bahnstraße, in dem die jungen Meschkes wohnten, stand am Nachmittage des ersten Oktober ein Handwagen, zur Hälfte schon hochbepackt, und Artur und Bartuschewski setzten eben auf die noch freigelassene Hälfte den Kleiderstrank nieder und stopften, damit er nicht schwankte, Betten dagegen. Der Regen stäubte immer eindringlicher.

„Lautjeweiter! Na, ik bin bloß froh, det ik heite nich zieh'n muß,“ sagte Bartuschewski und schlug mit der nassen Hand auf die Betten. „Wis Sie damit nach de Alvensleben kommen, sind die quatschnah.“

„Verflucht!“ Artur zog seinen Ueberzieher aus und warf ihn über die Betten. „So. Daß man wenigstens trocken schlafen kann, wenn man schon weiter nisch hat. Los! Sind wer denn nu endlich fertig?“

Bartuschewski sah sich um; auf dem Trottoir, gegen die Hauswand gelehnt, stand nur noch einsam der leere Küchenrahmen; er ergriff ihn und schleuderte ihn obenauf. „Na, allzuwille haben Sie ja nich ufzuladen,“ sagte er mit einem spöttischen Lächeln

Artur brummte etwas Unverständliches und wischte sich dann mit der verkehrten Hand den Schweiß und Regen von den Wangen. „Ich bin ganz alle. Das Schleppen de fünf Treppen runter war kein Spaß. Gut, daß es in de Alvensleben parterre is!“

„Jehn wer doch mal erst 'n Momang hier nebenan,“ schlug Bartuschewski vor und wies nach der nahegelegenen Kneipe. „'ne kleene Herzstärkung haben wir redlich verdient, was?“

„Jehn Sie man immer vor! Ich muß erst hier die Strippe fester ziehen.“ Artur war in Verlegenheit und beschäftigte sich angelegentlich mit dem Strick, mit dem die Sachen verschnürt waren. „Ich kann doch auch nich allens hier so alleine lassen!“ Er warf einen scheuen Seitenblick auf Bartuschewski — wenn der doch nur schon ginge, dann würde er sich rasch mit dem Wagen auf und davon machen!

Aber Bartuschewski schien ihn zu durchschauen, lachend schlug der ihn auf die Schulter. „Ne, Männeken, dünne machen is nich! Manu, Sie haben wohl Manschetten vor die Fnäbige?! Na, ik wollte meiner kommen! De Gucke voll! So 'ne ollen Tunten!“

Artur sagte nichts, ein Frösteln lief ihm über den Rücken — brr, war das ungemütliches Wetter! Eine Erwärmung in der Kneipe würde ihm gewiß ganz gut tun! Aber hatte er Mine nicht sein Wort gegeben? Ehe sie heute mittag in die Alvenslebenstraße ging, um die neue Wohnung zu reinigen — Fridchen, die auch schon etwas tragen half, an der einen Hand, in der andern Schrubber und Eimer und Besen — hatte sie ihn so eigen angesehen.

„Komm nich so späte mit de Sachen,“ hatte sie gesagt, „daß mer noch einräumen kann, so lang 's noch helle is. Un Bartuschewski gibste lieber fufzig Pfennige for 'sch Runtertragenhelfen. Daß Der nur sonst nich mit ihm ein. Du weißt schon, in de Kneipe sitzen kost viel mehr. Un wer haben's doch jeh nich derzue!“ Sie hatte geseufzt und nach seiner Hand gegriffen. „Gelle, Artur, Du setzt Der nich in de Kneipe?!“

„J, wo wer' ich,“ hatte er erwidert, „sei man ganz beruhigt!“

Necht hatte sie, sie hatten 's jeh nicht dazu. Dief er doch schon vier Wochen herum und suchte Arbeit und hatte bis jeh nichts gefunden. Ueberall, wo er hinkam, wurde gerade das verlangt, was er nicht konnte. Schon zu allem möglichen, zu Beschäftigungen ganz unter seiner Würde, hatte er sich angeboten, nur um Mines stumm fragenden, erwartungsvollen Blicken zu entgehen. Aber zu derlei Arbeiten fehlten ihm die Körperkräfte; die Leute maßen seine schmächtige Gestalt mit den Blicken und hieken ihn gehen.

„Brrr!“ Er schauderte wieder zusammen. Das konnte Mine doch wahrhaftig nicht wollen, daß er sich erkältete. Sie hatte ja auch nur gemeint, nicht in der Kneipe „sitzen“; wenn er stehenden Fußes rasch einen zur Erwärmung trank, hatte sie wahrhaftig nichts dawider, dazu war sie ja ein viel zu verständiges Weib. Wenn er sich wieder den Husten holte und Fieber, vielleicht gar im Bett liegen mußte, nicht nach Arbeit gehen konnte, was dann?!

Seine Hände ließen den Strick fahren, an dem sie gebastelt; unruhig trappste er von einem Fuß auf den andern. Sie brauchte es ja nicht einmal zu erfahren, daß er in der Kneipe gewesen war; wer sollte es ihr erzählen?! Er sicher nicht; nicht, daß er sich vor ihr fürchtete — oho, da wollte er schon zeigen, wer Herr im Hause war! Aber es genierte ihn jeh öfter, wenn er jah, wie sie sich plagen mußte. Der Alte, in seiner Dämlichkeit, hatte doch nicht so ganz unrecht, als er leghin grämelte: „Möchte wohl wissen, was wär, wenn de Mine nich wär!“

Mit einem Laut, halb Ausruf des Mergers, halb Seufzer, fuhr sich Artur über die Stirn und zuckte zugleich zusammen. Psui Teufel, da hatte er doch ein schönes Andenken behalten! Bei Regenwetter schmerzte die Narbe noch immer.

Ach, und Mine würde am Ende nich mal böse sein, wenn er ihr offen sagte, daß er in der Kneipe gewesen; im Grunde war sie ihm doch ganz gut!

Sinnend stand er und betrachtete seine Stiefel, die nicht ganz wasserdicht waren; aber die warmen Strümpfe, die sie ihm Sonntags, in der freien Zeit, gestrickt, hielten doch die

Masse ab. Nein, nein, er wollte es ihr auch nicht antun, in die Kneipe zu gehen! Das dauerte dann wieder so lange, und sie würde in der öden Wohnung auf die Sachen warten; nicht mal einen Stuhl hatte sie, um sich hinzusetzen. Und wenn sie dann am Ende, von Ungeduld getrieben, hier ankam — ?!

Ein dicker Tropfen fiel ihm auf die Nase. „Verflucht!“ Er schlug mit der Faust auf die Wagenkante, daß die Sachen klapperten und schütterten.

„Nanu,“ sagte Bartuschewski, „schlechte Laune?! Genen Schluß, un denn is allens jut. Se kommt ja noch lange nich. Um zwölve is se nach de Alvensleben jeiangen, was? Da waren die Leute man eben raus. Die hat noch lange auszumisten. Seien Se froh, det oben Ihre Stube nich ooch gleich bezogen wird, denn konnten Se sehn, wo Se so lange mit Ihre Sachen blieben. Aber det habe ik schonst so jedereist. Sagen Se mal, warum ziehn Se eegentlich nich bei Ihre Ollen in 'n Keller? Da muß doch jeh 'ne Masse Platz sind, un Sie haben 't billig!“

„Meine Frau will nich.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Hader zweier Mirgoroder Größen.

11]

Von Nikolaus Gogol

(Schluß.)

Die Anwesenden, soviel ihrer nur bei Tische waren, verstummten vor Spannung und wandten kein Auge von dem einstigen Freundespaare. Die Damen, die bis jetzt von dem nicht uninteressanten Thema, wie denn eigentlich Kapaune entstehen, in Anspruch genommen waren, unterbrachen ihren Diskurs. Es herrschte allgemeine Stille. Es war ein Bild, würdig des Pinsels eines großen Künstlers. Endlich zog Iwan Iwanowitsch das Sacktuch und begann seine Nase zu putzen, und Iwan Nikiforowitsch blickte um sich, worauf seine Augen auf der offenen Tür haften blieben. Der Polizeimeister bemerkte sofort diese Bewegung und befahl, die Tür fester zu schließen. Nun begann jeder der Freunde wieder zu essen und sie warfen keinen Blick mehr aufeinander.

Kaum hatte man sich von der Tafel erhoben, als die früheren Freunde rasch nach ihren Nöhen zu suchen begannen, um sich dabonzuschleichen. Nun gab der Polizeimeister ein Zeichen und Iwan Iwanowitsch — selbstverständlich der Schiefhäufige — pflanzte sich hinter dem Rücken des Iwan Nikiforowitsch auf, während der Polizeimeister sich hinter Iwan Iwanowitsch aufstellte. Jetzt begannen sie die Freunde vorwärts zu schieben, um sie nahe zu bringen und sie nicht eher loszulassen, als bis sie einander die Hände gereicht. Der schiefhäufige Iwan Iwanowitsch stieß nun den Iwan Nikiforowitsch mit ziemlichem Erfolge, wenn auch in etwas schiefer Richtung dem Platze zu, wo Iwan Iwanowitsch stand; der Polizeimeister schlug aber eine zu scharfe Seitenrichtung ein, weil er sein eigenmächtiges Fußwerk, das auf kein Kommando hören wollte, durchaus nicht beherrschen konnte. Wie zum Troste schwenkte es weitab und in einer ganz entgegengesetzten Richtung, was möglicherweise darin seinen Grund hatte, daß bei Tische gar viele und mannigfache Getränke kredenzt wurden. Genug, Iwan Iwanowitsch fiel auf eine Dame in einem roten Kleide, die aus verzeihlicher Neugier sich gerade in die Mitte gedrängt hatte. Dieses Ereignis verhielt nichts gutes. Doch der Richter nahm schnell, um den Fehler wieder gutzumachen, den Platz des Polizeimeisters ein, schnappte rasch von der Oberlippe den ganzen Tabak und stieß Iwan Iwanowitsch in die entgegengesetzte Richtung. Es ist in Mirgorod diese Versöhnungsmanier gang und gäbe, wenn sie auch gar sehr dem Ballspiele gleicht. Sowie der Richter den Iwan Iwanowitsch vorwärts stieß, lehnte sich der schiefhäufige Iwan Iwanowitsch mit aller Kraft an Iwan Nikiforowitsch, dem, während er fortgeschoben wurde, der Schweiß wie der Regen von der Traufe in Strömen rann. Trotz des Entgegenstimmens beider Freunde wurden sie doch zusammengebracht, weil die wirkenden Faktoren von beiden Seiten der anderen Gäste eine nicht geringe Verstärkung erhielten. So wurde der Kreis um sie immer enger geschlossen und man ließ sie nicht eher wieder frei, als bis sie sich entschlossen, einander die Hände zu reichen.

„Gott mit Euch, Iwan Nikiforowitsch, Iwan Iwanowitsch! So sagt doch gewissenhaft, habt Ihr Euch entzweit! Wegen kindischer Possen! Schämt Ihr Euch nicht vor Gott und den Menschen?“

„Ich weiß nicht,“ sagte Iwan Nikiforowitsch, vor Müdigkeit leuchtend (es war augenscheinlich, daß er zur Versöhnung geneigt war), „ich weiß nicht, was ich Iwan Iwanowitsch getan habe; warum hat er meinen Stall unterjagt und warum suchte er mich zugrunde zu richten?“

„Ich bin mir keiner bösen Absicht bewußt!“ sagte Iwan Iwanowitsch, ohne Iwan Nikiforowitsch anzublicken. „Ich schwöre vor Gott und dem hier versammelten hochachtbaren Adel, ich habe

meinem Feinde nie etwas zugefügt! Warum schmäht er mich und beschimpft meinen Rang und Charakter?“

„Welchen Schimpf habe ich Euch, Iwan Iwanowitsch, zugefügt?“ sagte Iwan Nikiforowitsch.

Noch ein Moment der Aufklärung — und die lange Feindschaft wäre erloschen. Schon steckte Iwan Nikiforowitsch die Hand in die Tasche, um die Hornblose herborzuziehen und eine Prise anzubieten.

„Ist das kein Schimpf,“ erwiderte Iwan Iwanowitsch, ohne die Augen zu erheben, „wenn Ihr, geehrter Herr, meinen Rang und meine Familie mit einem Worte verunglimpft, das der Anstand hier nicht auszusprechen gestattet?“

„Erlaubt, Euch freundschaftlich zu bemerken, Iwan Iwanowitsch (dabei berührte er mit dem Finger einen Knopf an der Rekesche des Iwan Iwanowitsch, was eine besondere Hinneigung andeutete), Ihr habt Euch, der Teufel weiß worüber verleßt gefühlt: darüber daß ich Euch einen Gänserich nannte . . .“

Iwan Nikiforowitsch bemerkte es zu spät, daß er einen Fehler begangen habe, dieses Wort auszusprechen; es war aber schon wie gesagt zu spät: das Wort, das verhängnisvolle Wort war ausgesprochen. Nun war alles zum Teufel! Wenn Iwan Iwanowitsch beim Aussprechen dieses Wortes ohne Zeugen außer sich geraten und einen Wutanfall bekam, wie ich ihn keinem Menschen wünsche —, was erst jetzt, urteile selbst, mein lieber Leser, was erst jetzt, da dieses niederschmetternde Wort in einer „Assemblée“ ausgesprochen wurde, in welcher sich so viele Damen befanden, denen gegenüber Iwan Iwanowitsch so sehr den Anstand zu beobachten liebte? Wäre Iwan Nikiforowitsch anders verfahren, hätte er von einem Vogel gesprochen, nur von keinem Gänserich, es hätte vielleicht wieder gutgemacht werden können. Aber so . . . alles war aus! Er warf Iwan Nikiforowitsch einen Blick zu — einen Blick! Wenn diesem Blicke die vollziehende Gewalt eigen gewesen wäre, er hätte Iwan Nikiforowitsch in Staub verwandelt. Die Gäste verstanden diesen Blick und beeilten sich selbst, sie zu trennen. Und dieser Mann, dieses Muster von Sanftmut, der keinen Bettler vorbeiließ, ohne ihn auszufragen, wenn er ihm auch nichts verabreichte, dieser Mann lief in dem furchtbarsten Wutanfalle zur Tür hinaus. So heftige Stürme erzeugen die Leidenschaft!

Einen ganzen Monat ließ Iwan Iwanowitsch nichts von sich hören. Er hatte sich in seinem Hause eingeschlossen. Die gelobte Riste war geöffnet, er nahm aus derselben — was denn? Klingende Rubel, alte, großväterliche Rubel! Und diese alten, klingenden Rubel gingen in die schmutzigen Hände von Tintenfedern, sogenannten Rechtsverständigen über. Die Rechtsfrage kam ans Tribunal. Endlich erhielt Iwan Iwanowitsch die freudige Kunde, daß „morgen“ seine Angelegenheit entschieden werde. Jetzt erst blickte er auf, jetzt endlich entschloß er sich, sein Haus zu verlassen. Ach! Es sind seitdem volle zehn Jahre verflossen und noch ist das verheißene „Morgen“ nicht angebrochen, noch hat das hohe Tribunal das Urteil nicht ausgesprochen.

Vor fünf Jahren führte mich mein Weg durch Mirgorod. Ich reiste in einer bösen Jahreszeit. Es war im Herbst mit seiner schwermütigen, feuchten Witterung, seinem Schmutz und Nebel. Ein unnatürliches Grün — das Produkt langweiliger, ununterbrochener Regengüsse — überzog wie mit einem dünnflüssigen Netze die Felder und Kluren, das sie gerade so klebete, wie mutwillige Streiche den Weis und Rosen ein altes Mütterchen kleiden. Das Wetter übte damals auf mich einen sehr starken Einfluß aus — ich langweilte mich bei der verdrücklichen Witterung. Trotzdem fühlte ich, daß mein Herz heftig zu klopfen begann, sobald ich mich der Stadt Mirgorod näherte. Mein Gott, welche Erinnerungen! Zwölf Jahre hatte ich diese Friedensstadt*) nicht gesehen.

Da lebten einst in ruhrender Freundschaft zwei würdige Männer. Und wie viele bedeutende Männer hat der Tod hinweggerafft! Der Richter Damian Damianowitsch gehörte damals schon zu den Seligen. Der schiefhäufige Iwan Iwanowitsch hatte auch schon dem Leben Valet gesagt. Ich fuhr in die Hauptstraße ein. Überall standen Stangen mit daran gehefteten Strohwischen; eine neue Planierung war im Werke. Einige Häuschen waren abgetragen worden, die Trümmer der Pflanzen und Bäume ragten wehmütig in die leere Luft.

Es war an einem Feiertage. Ich ließ meine mit Matten gedeckte Kibitze vor der Kirche halten und trat so leise ein, daß sich niemand umdrehte. Freilich war auch die Kirche fast leer, augenscheinlich hatten auch die Gottesfürchtigsten Respekt vor dem Rotmeere auf den Straßen.

Die Richter brannten so düster, die dunkle Vorhalle stimmte so traurig, die länglichen Fenster mit ihren runden Scheiben weinten Regentränen. Ich kehrte wieder in die Vorhalle zurück und wendete mich an einen ehrbaren grauföpfigen Greis mit der Frage: „Könntet Ihr mir nicht gefälligst sagen, ob Iwan Nikiforowitsch noch am Leben ist?“ In diesem Augenblick flammte die Lampe vor dem Altarbilde lebhafter auf und das Licht fiel gerade auf das Antlitz meines Nachbarn. Wie erstaunte ich, als ich bei näherem Hinsehen bekannte Züge erblckte. War dies Iwan Nikiforowitsch in eigener Person? Wie hatte er sich verändert!

„Wie befinden Sie sich, Iwan Nikiforowitsch? Wie Sie gealtert sind!“

*) Mirgorod bedeutet Friedensstadt.

„Natürlich gealtert. Ich komme heute aus Kulkawa,“ erwiderte Zwan Nikiforowitsch.

„Was Sie sagen! Sie waren in dieser schrecklichen Jahreszeit nach Kulkawa gereist?“

„Was war da zu machen? Der Prozeß . . .“

Ich seufzte unwillkürlich auf. Zwan Nikiforowitsch entging mein Seufzer nicht, und er sagte: „Beunruhigen Sie sich nicht; ich habe die bestimmte Nachricht, daß der Prozeß in der nächsten Woche zu meinen Gunsten entschieden wird.“

Ich zuckte die Achseln und verließ ihn, um mich bei einem Bürger von Mirgorod nach Zwan Zwanowitsch zu erkundigen.

„Zwan Zwanowitsch ist hier auf dem Chore,“ sagte man mir.

Ich erblickte eine hagere Gestalt. Ist dies Zwan Zwanowitsch? Das Antlitz war mit Runzeln bedeckt, die Haare waren völlig weiß; nur die Befehle war noch dieselbe. Nach den ersten Begrüßungen wendete sich Zwan Zwanowitsch mit einem heiteren Lächeln an mich, das seinem trichterförmigen Gesicht so gut stand und sprach: „Soll ich Ihnen eine angenehme Nachricht mitteilen?“

„Und die wäre?“

„Morgen wird mein Prozeß unfehlbar beim Tribunal, und zwar zu meinen Gunsten entschieden; ich habe es aus einer sicheren Quelle.“

Ich seufzte noch tiefer, empfahl mich schnell, denn ich reiste in einer wichtigen Angelegenheit, und bestieg meine Kibitze. Die hageren Tiere, in Mirgorod unter dem Namen Kurierpferde bekannt, zogen an, und brachten, indem sie ihre Hufe in die grauen Kotmassen versenkten, einen für das Gehör äußerst unangenehmen Ton hervor. Der Regen goß in Strömen auf den jüdischen Fuhrmann, der in eine Matte gehüllt auf dem Bode saß.

Die feuchte Luft hatte mir gleichsam alle Glieder durchdrungen. Der Mautschranken mit der düsteren Bude, in der ein Invalide seine graue Uniform flücht, war langsam an mir vorübergegangen. Dieselben Felder und Fluren, stellenweise aufgewühlt und schwarz, stellenweise grünend, nasse Dohlen und Raben, ein einsamiger Regen, der Himmel in Tränen gebadet, ohne einen einzigen lichten Punkt! . . . Es ist eine langweilige Welt, meine Herren!

Im märkischen Museum.

II.

Von Schichten aus älteren Epochen der Erdgeschichte*) sind in der Mark, abgesehen von einem vereinzelt vorkommenden von Granit in der Lausitz, nur das Gips- und Steinsalzlager bei Sperenberg aus dem Ende des Altertums der Erde, der Permzeit, und die aufgerichtete Scholle von Buntsandstein, Muschelkalk und Keuper bei Müdersdorf aus der Trias, dem ersten Abschnitt des Mittelalters der Erde, vertreten; von beiden Fundplätzen sind charakteristische Handstücke und Versteinerungen im Raum 11 ausgestellt. Der das Steinsalz überlagernde Gips von Sperenberg hat sich einst in „speeriger“ Form aus dem Wasser herauskristallisiert, wovon auch das Städtchen seinen Namen erhielt. — Als das Müdersdorfer Muschelkalklager sich bildete, war die Mark von einem Meere von wechselnder Tiefe bedeckt, in dem sich die Reste von Tieren und Pflanzen zusammen mit den Sinkstoffen der einmündenden Flüsse zu festen Bänken aufhäufte, die durch bestimmte Versteinerungen, die sogenannten Leitfossilien gekennzeichnet sind, wie sie der Mittelstrand des Raumes zeigt. Mit jedem Wechsel der Wassertiefe eventuell auch der chemischen Zusammensetzung des Wassers zogen bestimmte Tiere, den neuen Verhältnissen besonders angepaßt, in das Meer ein, während andere auswanderten und ihnen mehr zuzugende Lebensgebiete suchten. Die Versteinerungen sind also zusammen mit dem mehr oder minder großen Gehalt an erdigtonigen Bestandteilen Beweise für die Niveau-schwankungen des damaligen Meeres. Reste höherer Tiere sind im Muschelkalk ziemlich selten; es muß also eine Flachsee gewesen sein, die damals den Boden der Mark bedeckte. Erst gegen Ende der Muschelkalkperiode treten uns entsprechend einem allmählichen Tieferwerden des damaligen Meeres die Reste von Hai-fischen und Ganoiden, auch Knochen und Zähne des Nothosaurus, einer Riesen-Wassereidechse, entgegen. Interessant sind auch die Gebirgsreste des Placodus, im Seitenstrahl am Fenster, die nicht mehr wie die der übrigen Reptilien ausschließlich zum Festhalten, sondern auch zum Kauen der Beute dienten und so bereits an die Mahlzähne der Säugetiere erinnern.

Der Boden der Mark ist vorwiegend neuzeitlichen Ursprungs; unter mächtigen Decken diluvialer Sande und Mergel befinden sich ausgedehnte Ablagerungen der Tertiärzeit, die hier und da, wo die überlagernden eiszeitlichen Gebilde abgetragen und fortgeführt sind, zutage treten. Der Septarienton (Mitte des Jenseitstrahls im Raum 12; es wäre aber im Interesse der chronologischen Aufeinanderfolge besser, ihn vor der miozänen Braunkohle einzuordnen!) lagerte sich in dem Eozän in der ersten Hälfte der

Tertiärzeit in einem Meere ab, das damals noch große Teile von Deutschland bedeckte. Er wird in der Mark in verschiedenen Ziegelleien, bei Hermsdorf, Budow, Freienthalde, industriell verwertet; in Berlin kann man ihn häufig, kenntlich an seiner fettig-blauen Farbe, bei Bohrungen an die Oberfläche gebracht sehen. Seinen Namen hat er von den sogenannten Septarien, Knollen von Kirichen bis Kirbisgröße in verschiedenen Formen, aus Kalkpat, bisweilen aus Schwefelkies bestehend, die sich um eine Muschel, einen Stein, ein Knochenstückchen und dergleichen herumkristallisiert haben. Besonders in der Hermsdorfer Grube findet sich außerordentlich häufig das Leitfossil des Septarientons, die Muschel Leda Deshayesiana.

An dem Rande des sich in der zweiten Hälfte der Tertiärzeit, dem Miozän, allmählich nach Norden zurückziehenden Meeres entwickelte sich rasch eine üppige, sumpftartige Urwaldvegetation, ähnlich den amerikanischen Swamps, die, durch neuerliche Ueberflutungen unter Sand und Schluff begraben, heute als Braunkohle in den Dienst des Menschen tritt (vergl. den Wandstrahl im Raum 12 zunächst dem Eingang). Häufig sind in den Braunkohlengruben ganze Stämme und Wurzelstümpfe tertiärer Bäume erhalten (vergleiche das untere Stammstück einer Sumpfpypresse im Raum 10 hinter dem Holzgitter), in denen sich Wurmfische, Käferbohrlöcher usw. noch deutlich unterscheiden lassen.

Ueber diese Tertiärlandschaft schoben sich vom Norden her die Gletscher der Eiszeit hinweg. Die riesenhafte Eismasse muß einen ungeheuren Druck auf ihre Unterlage ausgeübt haben; denn in der Tertiärzeit lag die Mark noch ungefähr 100 Meter höher als heute. Gletscherströmen, Rind- und Kantengeschleife und sein zermahlener Sand zeugen von der vorwärtsschiebenden und zermalmenden Gewalt der Eismassen (Beispiele im Fensterstrahl, Raum 12). Eine Unmenge Material mühten sie auf ihrem Wege als Grundmoräne in sich auf- und mitgenommen haben, das beim Abschmelzen des Eises als dicke Mergelschicht zurückblieb. An der Oberfläche wusch das Wasser die tonigen Bestandteile aus und ließ nur den schwereren Sand und Kies der Zwischeneiszeiten zurück; wo es in die Tiefe drang, da löste es allmählich den tohlenfauren Kalk auf und verwandelte so den Mergel in Lehm. Die durch Wasser und Wind hervorgerufene Schichtung können wir häufig in Sand- und Kiesgruben beobachten (vergl. auch die Photographien an den Wänden).

Auch in der neuesten Zeit hat die Bodenbildung nicht geruht; so schreitet in versumpften Gegenden die Vertorfung unaufhaltsam fort, und unter nassen Wiesen scheidet sich Raseneisenerz und Wiesenfall aus.

Dem Boden des norddeutschen Flachlandes eigentümlich sind die Gesteine aus fremden, in nördlichen Gebieten heimischen Gesteinen, wie sie allenthalben von den kleinsten Formen bis zu den erratischen Riesenblöcken, den sogenannten Teufelssteinen (vergleiche die Photographien im Raum 13) vorkommen. Sie sind von den Gletschern der Eiszeit einst bis hierher transportiert worden und nach deren Abschmelzen an Ort und Stelle liegen geblieben; und da die Eismassen über Gebirge verschiedenen geologischen Alters ihren Weg genommen hatten, treffen wir auf dem beschränkten Gebiet der Mark nebeneinander Findlinge aus fast allen Perioden der Erdgeschichte (sie sind in der Mittelvitrine von Raum 12 übersichtlich nach der Zeitfolge geordnet). Wir finden da neben dem am häufigsten vertretenen Gneis der Urzeit versteinerte Schwämme und Korallen aus dem Silur, Jura-Ammoniten, Feuersteine und Seegel aus der Kreidezeit, Bernstein aus den tertiären Wäldern der Dniepr usw. Wer einigermaßen aufmerksam die Steinhäufen an Rainen und Landstraßen und in Kiesgruben mustert, wird derartige Versteinerungen ziemlich häufig finden.

So wenig abwechslungsreich die Oberflächenformen in der Mark Brandenburg sind, so mannigfaltig sind sie ihrer Entstehung nach. Tektonische (die Erdruste umgestaltende) Kräfte haben hier zwar in den jüngsten Erdperioden kaum noch eine Rolle gespielt: Faltungen und Verwerfungen lassen sich in tertiären Schichten nur wenig, in diluvialen kaum nachweisen. Umso mehr haben diejenigen Faktoren, die von außer her einwirken, ihren Einfluß auf die Oberflächengestaltung ausgeübt: das Eis der Gletscher und nach ihm Wind und Wasser. Die Gletscher wirkten hauptsächlich nivellierend; sie hoben die Hügel ab und füllten viele Vertiefungen mit ihrem Schluff, oft auch schürften sie vorhandene Täler noch tiefer aus; so entstanden die verschiedenen Typen von Rücken- und Wannenlandschaften, wie sie einzelne Bilder im Raum 13 veranschaulichen. Ueber die von dem Eis freigebildeten oder nach dem Rückzug der Gletscher freigewordenen Gebiete brausten von Osten her mächtige, trockene Stürme, wirbelten den Staub hoch auf und häuften den Sand zu Dünen (vergl. in Raum 13 das Relief der Kesselbergdüne in der Schorfheide und verschiedene Photographien später im Raum 17); die Mark war damals eine Wüste, wie heute etwa Tibet und Turkestan. Erst als mit dem Rückzuge der Gletscher nach Skandinavien die Herrschaft der kontinentalen Winde aufhörte, überzog eine Vegetationsdecke das Land, die seine weitere Verdünnung verhinderte.

Vor allem aber grub und gräbt das Wasser in seinem steten Kreislauf unaufhörlich neue Linien und Furchen in das Antlitz der Erde. Die Schmelzwässer der Gletscher wälzten, unterstützt von den atmosphärischen Niederschlägen, in trübem Flusse die leichteren Bestandteile des Bodens mit sich fort und schufen entlang dem Rande des zurückweichenden Eises tiefe Rinnen, die Betten mächtiger

*) Man unterscheidet in der Erdgeschichte: Vorzeit, Altertum mit den Unterperioden Kambrium, Silur, Devon, Karbon, Perm, Mittelalter mit Trias (Buntsandstein, Muschelkalk, Keuper), Jura, Kreide, Neuzeit mit Tertiär, Diluvium und Jetztzeit.

Ströme, die sich in ihrem ursprünglichen Laufe über all noch deutlich verfolgen lassen (vergl. die Reliefkarten in Raum 13 und 14 und die Photographien in Raum 17). Was die Flüsse in ihrem oberen Laufe an festen Stoffen mitgenommen, das setzen sie nahe der Mündung wieder ab und erzeugen so das fruchtbare Marschenland, wie es uns eine Photographie in Raum 14 von der unteren Elbe bei Wöblich zeigt. Selbst bloße Regengüsse vermögen binnen kurzer Zeit Gebiete mit spärlicher Vegetation mit tiefen Schichten und Runsen zu durchziehen, die durch Nachstürzen der Seitenwände und Wegschwimmen des Materials sich immer mehr in das Terrain sozusagen hineinpressen (Beispiele in Photographien Raum 13 und 17).

2. Tiere und Pflanzen der Mark.

Die in dem Vorausgegangenen mit knappen Umrissen skizzierten geologischen Verhältnisse geben den Untergrund ab, auf dem sich die Pflanzen und Tiere und der Mensch mit seiner Kultur entwickelte. Eine märkische Biologie (Lehre von den Lebewesen) hat sich nicht mit seltenen Arten oder einer überreichen Fülle von Formen zu beschäftigen. Was an Pflanzen und Tieren auf märkischem Boden heimisch ist, ist kaum verschieden von der Flora und Fauna des übrigen norddeutschen Flachlandes. Diese Tatsache würde wohl in früheren Zeiten das Interesse der Forscher herabgemindert haben. Heute, wo die Biologie ihre Hauptaufgabe darin sieht, die Beziehungen zwischen den Lebewesen und dem Boden und Klima, die Lebensweise der Organismen, die Gesetze ihrer Veränderung usw. zu erforschen, sind gerade die „alltäglichen“ Erscheinungen und Beobachtungen für den Forscher die Hauptsache. Deshalb hätte es sich auch die Museumsverwaltung angelegen sein lassen müssen, die ausgestellten Schauobjekte — es handelt sich in erster Linie um die Fauna; Raum 16 — nicht in einem so losen Zusammenhang, „nach Lebensbezirken“ anzuordnen. Da stehen z. B. Tiere des Waldes: Biesel, Eichelhäher, Zigel, Dachs friedlich beisammen, in einem anderen Schrank befindet sich eine Eier-, eine Nester-, eine Vogelsammlung, alles zudem nicht einmal mit den für den Großstädter doch so nötigen Erklärungen versehen. Da hätte die Verwaltung doch — unter Zuhilfenahme eines zweiten, eventuell dritten Raumes — den Zusammenhang der Tiere mit ihrer Umgebung, mit ihrer Heimat, der Mark, zeigen müssen, ein Prinzip, das z. B. im Museum für Naturkunde verschiedentlich durchgeführt ist. Auch im Märkischen Museum sind schätzbare Ansätze zu finden; z. B. ist die Erdkröte in einer mit dunkler Erde und dünnen, braunen Blättern gefüllten Glasvitrine ausgestellt, wodurch die auffallende Anpassung des Tieres an seine Umgebung sofort in die Augen springt. Ebenso hätte mit einer Reihe von Tieren verfahren werden müssen; so würde eine kleine Schilflandschaft mit teils schwimmenden, teils brütenden oder aufstiegenderen Wasservögeln außerordentlich sinnfällig den Zusammenhang zwischen Lebensweise, Umgebung, Form und Material des Nestes, Farbe der Eier veranschaulichen. Ueberhaupt bedarf die zoologische Abteilung des Museums wohl am meisten des Ausbaues; bis jetzt ist sie allzu kliefernäßig behandelt worden. Es fehlt unter anderem fast vollständig die Kleintierwelt unserer Seen, Süßwasserchwämme usw., Dinge, die dem Wanderer oft ins Auge fallen und über die er am ehesten in einem Museum wie dem Märkischen Aufklärung erhalten müßte. Außerdem ließen sich sicherlich mehrere Aquarien und Terrarien unterbringen, ohne die Einheitlichkeit der Sammlungen zu stören und ohne viele Mühe zu verursachen; Beispiele dafür bietet u. a. das Museum für Meereskunde.

Nur eher kann man sich mit den ausgestellten Repräsentanten der märkischen Flora befremden, trotzdem die Konservierung von Pflanzen mit größeren Schwierigkeiten verbunden ist als die von Tieren. Verschiedene Photographien im Raum 17 zeigen typische märkische Vegetationsbilder, reinen Laubwald, gemischten Wald, Erlengebüsch und Kiefernwald. Die Pflanzengemeinschaften des Kiefernwaldes und der Sümpfe und Brüche sind als — besonders charakteristisch für die Mark — außerdem in der Mittelvitrine vom Raum 16 durch die wichtigsten Pflanzen, die sie zusammensetzen, veranschaulicht. Die ursprünglichen Eichenwälder der Mark sind in den letzten Jahrhunderten fast vollkommen von der forstwirtschaftlich rentableren Kiefer, fälschlich Fichte genannt, verdrängt worden, einem Baume, der sich in dem trockenen Sandboden durch seine schmalen Nadeln und die dicke, lustreiche Rinde vorzüglich vor allzu starker Verdunstung schützt. In seiner Gesellschaft treffen wir lauter Pflanzen, die mit ähnlichen Schutzmitteln ausgestattet sind, z. B. Wacholder, Heidekraut, Blaubeere. Nur gering ist die Anzahl der Blumenpflanzen, die in dem in allen Jahreszeiten gleichmäßig schlecht durchleuchteten Kiefernwald ihre Fortkommen finden; zwischen verschiedenen schmalblättrigen Gräsern finden wir da Volksmilch und Johanniskraut. Alle auf Sandboden wuchernden Pflanzen senken ihre Wurzeln möglichst tief in das Erdreich dem Grundwasser entgegen, im Gegensatz zu denen, die im weichen Moosboden heimisch sind. Oft sind es da dieselben Arten, die sich den besonderen Verhältnissen angepaßt haben, wie Moorkiefer und weichhaarige Birke. Alle auf sumpfigem Boden wachsenden Pflanzen breiten ihre Wurzeln wagrecht aus, teils um sie dem Sauerstoff der Luft näher zu bringen, teils um sich so in dem schwankenden Grund geisterrmaßen zu verankern. Es sind alles Pflanzen, die ständig am Werke sind, die märkischen Seen einer allmählichen Verlandung näher zu bringen, ein Prozeß, den wir in allernächster Nähe von Berlin, im Grunewald, in verschiedenen

Stadien vor uns sehen. Durch die Nests der in ruhigem Wasser besonders zahlreich wuchernden Wasserpflanzen — Wasserjage (Noss) und Wasserpest — wird der Boden des Sees mehr und mehr aufgehöhrt, so daß vom Ufer her Rohr und Schilf, Igelkolben, Schwammbäume, Wasserhahnenfuß u. a. immer mehr nach der Mitte vorrücken können; ihnen schließen sich verschiedene Gräser an, die bald eine schwimmende Decke bilden, auf der sich Haarmoos, Sonnentau (die belannte, infektensaugende Pflanze), Moosbeere ansiedeln, bis hier zuletzt die Kiefer festen Fuß zu fassen vermag.

Raum 17 beherbergt die wichtigsten Giftpflanzen der Mark, deren Kenntnis auch den Stadtkindern ganz dienlich ist. Man beachte u. a. die Wurzeln des Wasserschierlings, die mit mächtigen Luftkammern versehen sind. Sie dienen dazu, die unteren Partien der Pflanze in dem schlecht ventilierten, sauerstoffarmen Moorboden stets mit frischer Luft zu versorgen. Ferner befinden sich in einem Wandschrank desselben Raumes Beispiele verschiedener Industrie- (Tabak, Hopfen), Arznei- (Salbei) und Gartenpflanzen, gegenüber eine Nebeneinanderstellung der wichtigsten eßbaren, giftigen und ungenießbaren Pilze. Im Sommer soll, was sehr zu begrüßen ist, „unter den Fenstern eine Auswahl jeweilig blühender Pflanzen Platz finden“.

Kleines feuilleton.

Aus dem Tierreiche.

Die Abstammung der Hauskatze. Das Stammland unserer Hauskatze ist Ägypten oder vielmehr Nubien. Dieser Ursprung ist mit Sicherheit bekannt, während die Frage, wann die dortige gezähmte Katzenart sich über die europäischen Länder verbreitete, weit weniger geklärt ist. Ihr widmet in der Bogenschrift „Umfchau“ Frankfurt a. M. Prof. Keller eine Betrachtung, die einen eingehenden Ueberblick über die Geschichte der Katze gestattet. Das Stammtier ist die nubische oder libyische Falblage, die schon Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung in Äthiopien gezähmt und von dort aus später nach Ägypten gebracht worden ist. In Ägypten lassen sich die ersten Nachweise erst um das Jahr 2000 vor Christi Geburt erbringen. Um diese Zeit wurde die Göttin Bast in gewissem Sinne als Halbfold gesetzt, indem man ihr, der bisher die Löwin als Attribut zugebilligt worden war, nunmehr die Katze beigab. Die ägyptischen Priester waren praktische Leute. Die Löwinen, die in den Tempelhallen der Göttin Bast gehalten werden mußten, waren offenbar unbequeme und kostspielige Gäste, an deren Stelle man mit Freude die gelbe nubische Katze treten ließ, die sich gefittet und manierlich benahm. Die Griechen lernten die Katze erst zur Zeit Herodots, also im fünften Jahrhundert vor Christus, kennen. Sie verbreitete sich jedoch bald als Haustier über die hellenische Welt, deren Künstler sie auf allerlei Gegenständen, wie Vasen und Münzen zur Darstellung brachten. In den Stürmen der phrygischen und cartthagischen Kriege ist die Katze, die vorher als Schmucktier im Hause gehalten wurde, wieder verschwunden. Unter den Ueberbleibseln der verschiedenartigsten Haustiere, die sich in den Trümmern von Herculaneum und Pompeji fanden, fehlt die Katze vollständig. Auch auf den Wandmalereien ist sie dort nur ganz vereinzelt anzutreffen, das heißt es sind zwar vereinzelt lagenähnliche Gestalten dargestellt, die jedoch zweifellos nach afrikanischen Modellen gearbeitet sind. Unter den römischen Autoren erwähnen erst Seneca und Plinius die Katze, die in den Tagen Neros anscheinend den Rang eines seltenen Tieres nach Art der Papageien und Affen einnahm, während zum Vertilgen der Ratten Biesel und bisweilen Schlangen dienten. Erst zu Ende des vierten Jahrhunderts erscheint die Katze als verbreiteter Hausgenosse, der zum Schutze der Artischodenanlagen gegen Maulwürfe gehalten wurde. Damals tauchte auch ihr eigentlicher Name catta oder cattus auf. Um die gleiche Zeit mehrten sich die bildlichen Repräsentationen, deren ziemlich stark angedeutetes panther- oder luchsartiges Gepräge darauf schließen läßt, daß außer der nubischen Falblage noch eine zweite Katzenart an der Entstehung der Hauskatze beteiligt ist. Diese ist offenbar eine Kreuzung der sanften Nubierin mit dem stärkeren und wilderen Sumpfluchs (Felix chaus), der in Ägypten, wie aus den bildlichen Darstellungen hervorgeht, zur Wasservogeljaagd abgerichtet wurde. Diese Annahme findet ihre Stütze in der Beschreibung, die der byzantinische Naturforscher Timotheus um das Jahr 500 von der griechischen Katze gibt. Er hebt ihre große Ähnlichkeit mit dem Panther hervor, die auch andern byzantinischen Beobachtern aufgefallen ist. Man glaubte damals, daß die Katze in Libyen aus der Vermischung der Falblage mit dem Panther entsiehe. Nun wird der Sumpfluchs, um den es sich in all diesen Fällen ohne Zweifel handelt, niemals Luchs (Lynx) genannt, sondern eben „Panther“. In der späteren byzantinischen Zeit verdrängt der alte griechische Name für die Katze gänzlich, und es findet sich nur mehr die Bezeichnung kattos oder katta.